

Nr. 14. Posen, den 7. April. 1895.

„Marie".

Eine Ostergeschichte von F. v. Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.)

[Nachdruck verboten.]

Alle Passagiere drängten sich nach der Backbordseite und Mary mitten unter ihnen. Schon ziemlich weit von hier, in anderer Strömung, trieb die „Marie", den Kiel nach oben. In einiger Entfernung davon das zierliche blumengeschmückte Strohhütchen. Friedlich glitten sie dahin, das gekenterte Boot und das Hütchen. Und dann endlich — helles Kleid, das unter dem Boote sichtbar wurde und wieder verschwand.

Maria war unter den umgestürzten Kutter gerathen.

Mary sah nur noch, wie Ernst und die zwei Männer von dem Dampfer eine helle Gestalt aus dem Wasser zerrten. Es war Maria, die so kühn gesteuert hatte.

Sie schleppten die regungslose, triefende Gestalt in dem lichten Kleide an Bord und der Kapitän gab das Zeichen zur Fortsetzung der Fahrt.

Auf der bloßen Diele, zwischen den Bänken des Vergnügungsdampfers, lag die schöne Maria hingestreckt. Das weiße, gestickte Kleid schmutzig und zerrissen, die Haare aufgelöst und angeklebt, die starren Augen halb offen, das holde Gesicht bläulich, aufgedunsen. Der offene Mund ließ die weißen Zähne durchschimmern. Es war wenig mehr zu sehen von ihrer stolzen Schönheit.

Niemand bedachte, daß die beiden Andern vom Fieber geschüttelt, noch immer ihre durchnäßten Kleider trugen. Woher auch trockene Kleider nehmen? Unter den Passagieren befand sich ein junger Arzt, der gleich die Aermel aufstreifte. Er zerriß das feine gestickte Kleid der Verunglückten und kniete ganz brutal auf ihrer schönen, weißen Brust, um durch heftigen Druck die Athmung wieder herzustellen. Anwesende erboten sich zum Frottiren. Das war ja eines der Erlebnisse, bei denen man in angstvollem Mitleid vergeht und die mit zu erleben doch sehr interessant ist.

Was giebt es da erzählen! Diese schöne, elegante, junge Dame — ertrunken! Und der hübsche junge Mann mit dem Blick und der Geste der Verzweiflung!

Nach Mary, die er mit Lebensgefahr gerettet, sah auch jetzt Keiner, sondern nur auf jene richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit, auf jene, die er nicht gerettet.

Es war ganz dunkel geworden. Man hatte die Verunglückte jetzt in die Kajüte geschafft. Auf Anordnung des Arztes wurden an der Maschine Steine, Metallgegenstände u. s. w. erwärmt für den Fall, daß die Athmung sich einstellen wü de. Dann auch würden Frottirungen sich angezeigt erweisen. Mit kunstgerechter Hantirung, triefend von Schweiß und Erregung, suchte der Arzt immer und immer wieder in den schönen blassen, von zerrissener Wäsche, nassen Fetzen und irgend einem Plaid halb bedeckten Körper den ersten Athemzug einzuführen. Es war alles umsonst. Maria athmete nicht mehr.

Das flackernde Licht der niederen Schiffskajüte beschien eine noch immer regungslose Gestalt.

Stumm und starr standen Ernst und Mary dabei, als der Arzt erklärte: „Alle Belebungsversuche sind vergebens — sie ist todt."

Der Dampfer legte soeben in Berlin an. Und die Menge drängte nach dem Ausgang. Nun dachte jeder nur noch an sich. Ganz allein lag die Todte auf dem schmalen Sopha der Damenkajüte.

Man hitte die Polizei gerufen und von dem Kapitän war geboten worden, so lange die Leiche an ihrem Platz zu belassen. Der junge Arzt selbst, aufs Aeußerste erschöpft, war gegangen, nachdem er noch Ernst und Mary gerathen, rasch die Kleider zu wechseln. Es könne ihr Tod sein.

Der Tod — das war ein leeres Wort für die sinnlos Entsetzten, Jammerertränkten, Schreckensstarren.

Ernst war über die Todte hingesunken und regte sich nicht mehr.

Und Mary, allmählich zu dem Bewußtsein erwachend, daß er sie gerettet und Maria hatte ertrinken lassen, trat jetzt an ihn heran, legte die Hand auf seine Schulter und hauchte:

„Ernst — Ernst . . ." sie vermochte nichts weiter hervorzubringen.

Er aber schüttelte sie mit einer Geberde des Abscheus ab: „Unselige", rief er, „Sie — Sie sind schuld!"

„Ich — ich — ich?"

„Warum ließen Sie das Steuer los! Warum schrieen Sie so unsinnig!"

Mary prallte, wie vom Schlage getroffen, zurück. Etwas Neues, Entsetzliches stieg vor ihr auf, das sie noch nicht zu fassen vermochte. Und auch sie versank, wie Maria, ins Bodenlose . . .

IV.

„Du mußt heirathen, mein Junge!" seufzte Frau Horstmann. „Ich kanns wirklich nicht mehr bezwingen — was soll da werden? Die ganze Wirthschaft geht zurück! Nun kommt wieder das Kuchenbacken für das Gesinde und dann für uns . . ."

Es war der alte Schicksalsruf, der Ernst in's Ohr klang, wie das Tantaluslied der Iphigenia. Er sollte und mußte heirathen.

Innig anhänglich den alten Eltern, deren Glück und Hoffnung er war, litt er schwer darunter, anders zu sein, als sie es wünschten. Er begriff sie ja, er, mit seiner Ueberlegenheit — aber sie ach! sie begriffen ihn nicht. Seine Mutter hatte den Tod Maria's als eine „Strafe Gottes" angesehen, hatte fleißig für das ertrunkene Mädchen gebetet und nun, seit Maria sechs Monate begraben, begann sie das alte Lied:

„Du mußt heirathen — so geht es nicht länger!"

Wäre Maria eine richtige „Braut“ gewesen, mit Zustimmung der Eltern gewählt, förmlich verlobt — natürlich, Ernst hätte vor ein bis zwei Jahren kein anderes Mädchen ansehen dürfen. Aber so!

Wohl sah sie, daß ihr Einziger in tiefster Seele gebrochen war. Aber gerade das glaubte sie bekämpfen zu müssen. Denn das „schlechte Mädchen“ war ja gar nicht seine richtige Braut gewesen. Das „schlechte Mädchen“, so sagte die Mutter — das war Maria trotz allem Respekt vor dem Tode; denn man sagte ihr allerlei nach. Und einem anständigen, braven Mädchen, wie zum Beispiel dem „Mariechen“, darf man nichts nachsagen, thut es auch nicht. Etwas ist immer an übler Nachrede.

So hatte sie die Sache Ernst erklärt. Der aber war so furchtbar aufgefahren, daß sie rasch abschwächte. Es war auch kurz nach dem Unglück gewesen, das ja sie selbst, die Mutter, nicht minder schwer erschüttert hatte. Denn wie leicht konnte dem Sohne etwas passiren. Aber sie sah doch in Allem die Hand Gottes. Das „schlechte Mädchen“ war ertrunken und das brave, gute Mädchen hatte Ernst gerettet — für sich selbst, natürlich.

Nun stand Ostern vor der Thür. Eine Unmenge Arbeit wartete in Haus, Feld und Garten. Frau Horstmann mit ihren zittrigen Beinen konnte garnicht überall dabei sein. Aber die Unruhe ließ sie nicht schlafen. Eine beschränkte Hausfrau der alten Art, wie sie war, hatte sie keine Ahnung von geschulten Dienstboten, sondern meinte, in jeden Kuchenteig ihre alten, welken Hände stecken zu müssen.

Was hatte man nicht alles für diesen einzigen Sohn gethan! Das wenigste, das er den alten Eltern schuldig, war doch die Schwiegertochter, eine brave Schwiegertochter. Das erschien der guten Frau natürlich und selbstverständlich.

Ueberhaupt, es mußte anders werden mit Ernst. Wie der nur den Winter verbracht hatte — ja brav und fleißig, wie immer! — aber immer ließ er die Nase hängen, er ging traurig, verschlossen, melancholisch einher, war nicht unter Menschen zu bringen. Die einzige Abwechselung, die er sich von vieler Arbeit vergönnte, boten einsame Spaziergänge, die er unter dem Vorwande zu jagen, machte. Aber er brachte nie etwas nach Hause, und die sparsamen Eltern meinten:

„Am besten wäre es, die Jagd zu verpachten — so lohnt's nicht!“

Und nun war das Frühjahr gekommen — es mußte endlich anders werden.

Heute, da er sich weigerte, nach Berlin zu fahren, zu Wirths wegen der neuen Kalklieferung (denn Herr Wirth begann wieder zu bauen) und da er, das Gesicht in die Hände vergraben, murmelte: „Das kann man ja eben so gut brieflich abmachen — ich habe keine Lust“ — da wurde ihr Angst.

Die Ostersonne schien herein. Nun fängt das Leben für den Landwirth wieder an. Und nun hielt sich auch die Alte nicht mehr. Der Junge mußte heirathen, und zwar, das Mariechen Wirth . . . Das war ja die Hand Gottes, daß Ernst gerade sie aus der schrecklichen Wassernoth gerettet hatte.

Ernst, der in dem Großvaterstuhl gesessen, in dumpfes Sinnen und Brüten versunken, erhob jetzt den Kopf.

„Quäle mich doch nicht, liebe, liebe Mutter! Ich kann — ich werde nicht heirathen!“

„Aber, Junge, das kann Dein Ernst nicht sein. Wozu wärst Du denn sonst auf der Welt?“

Er lächelte matt: „Ja, damals habe ich auch gemeint, ich wäre darum auf der Welt — nämlich, um glücklich zu sein — neben einer jungen, lieben, geliebten Frau! Aber das Schicksal wollte es nicht. Es hat mein Glück zerschmettert, vernichtet, und ich war doch so schuldlos dabei!“

Die alte Frau begriff. Ernst ging nicht, soviel sie wußte, an das Grab des „schlechten Mädchens!“ Aber er betrauerte sie, als wäre sie schon sein gewesen, fürs Leben. Er war krank, todeskrank, gebrochen, hoffnungslos wegen dieses „schlechten Mädchens!“ Was sollte man nur thun, um ihn von dieser fürchterlichen Krankheit zu heilen?!

Wieder versuchte sie es leise:

„Aber Ernst, mein guter Junge, Du warst doch sonst so brav, so vernünftig! Sie war Dir ja nicht angetraut, nicht einmal verlobt — Du hast sie kaum gekannt und dann — dann — sie paßte nicht für Dich . . .“

„Du irrst, Mutter. Sie paßte für mich, gerade sie, sie und keine andere! Aber das verstehst Du nicht, so gut Du es meinst. Mit ihr wäre ich zufrieden und glücklich geworden. Und nun werd' ich's nie mehr werden — nie! Das ist ein schweres Wort, Mutter, aber ich kann nicht anders.“

„Frevelhaft ist es, mein Junge,“ zürnte sie, „es sterben auch Andere! Du findest noch eine Frau, mit der Du glücklich wirst. Niemand ist unersetzlich, außer das Kind für die Mutter! Du — Du wärst mir unersetzlich!“ Wieder erhob Ernst sein blasses Gesicht; unheimlich leuchteten seine Augen.

„Mutter, Mutter,“ brach er aus, „begreifst Du denn gar nicht — ich bin ja schuld an ihrem Tode! Vor meinen Augen ist sie ertrunken, elend zu Grunde gegangen! Dies schöne, liebe Wesen, dieser Sonnenstrahl — mein Glück, mein Alles! Und ich habe sie vergehen lassen in gräßlicher Todesnoth. Sie hat vielleicht nach mir gerufen und ich hab' sie nicht gehört — sie gehörte mir an, und ich ließ sie sterben! Neben mir konnte sie sterben — O, nie, nie komme ich darüber hinaus. Es ist zu gräßlich, es kostet mir noch den Verstand — das Leben!“

Mit gerungenen Händen rannte er jetzt in der sonst so stillen Stube auf und ab; die alten Tassen und die Gläser in der Servante klirrten von seinen Tritten.

Voll Entsetzen sah ihm die alte Frau zu. Diese Töne der Verzweiflung an ihm, der sich nie laut geberdete, machten ihr Blut erstarren. Aber sie war seine Mutter — sie mußte ihn trösten können.

„Du hast ja nur Deine Christenpflicht gethan, mein Sohn! Du hast das andere Mädchen gerettet, das nach Hilfe rief. Der liebe Gott selbst müßte Dich frei sprechen. Du konntest doch nicht beide aus dem Wasser ziehen!“

„Warum denn nicht?“ warf er dazwischen. „Derlei ist schon dagewesen! Ich war nur nicht genug auf dem Posten. Und dann, Maria war meine Braut, mein eigen — die stand mir näher. Und, die Andere, die war feige wie Weiber sind. Die hätte sich an das Holz gehalten, bis das Rettungsboot kam. Maria aber, ach! nicht nur, daß sie todt ist — sie hat mich gerufen — ich weiß es — höre es, und umsonst! Ich habe sie sterben lassen!“

Er keuchte vor Erregung. Zum ersten Male war es, daß sein finsterer Jammer so hervorbrach. Ein unheimliches Licht flackerte in seinen Augen. Was sollte die arme alte Frau nur thun, um den Wahnsinn von ihm fern zu halten, von ihm, dem Einzigen!

Sie faltete die Hände:

„Gott hat es so gewollt, mein Sohn! Seine Wege sind wirklich wunderbar. Mariechen ist ein gutes, reines Wesen, die hat wenig ihres Gleichen — die mußte leben! Aber um die Andere — um die war — kein Schade . . .“

Die Mutter hatte das Wort nicht unterdrücken können, obgleich sie ahnte, daß es gewagt war. Er fuhr nicht auf, er sagte nur traurig:

„Darin eben bist Du nicht — meine gute Mutter!“

Aber ihr beleidigtes Rechtsgefühl gab ihr Muth.

„Ich bins — bins,“ rief sie. „Um die war kein Schade — das war ein „schlechtes Mädchen!“

„Mutter,“ flammte er jetzt auf, „schweig, oder wir — wir . . .“

Er stockte. „Geschiedene Leute,“ wollte er sagen, aber seine Pietät siegte. Er sprach's nicht aus, doch sie ahnte, was ihm auf der Zunge schwebte.

„Du wirst es noch einsehen,“ sagte sie, „noch erfahren — es ist sündhaft, wie Du redest.“

„Weil sie schön war, leichtlebig, sich über Alltäglichkeit erhob — ein kühner Geist, eine muthige Seele — das könnt Ihr ja nicht begreifen, nicht verzeihen!“

„Was hilft das alles, Ernst — sie war doch nicht . . . sie hatte — mit einem Anderen . . .“

Aengstlich umschrieb die Mutter, was ihr doch das Herz abdrückte, aus Furcht, den Sohn zu tief zu treffen.

„Sie ist geliebt worden“, unterbrach er sie, „mehr als einmal — wie konnte das auch anders sein? Das ist das Vorrecht der Schönheit und Begabung.“

„Sie war — sie war . .“ stammelte die alte Frau und — schwieg wieder. Denn das furchtbare Blitzen in seinen Augen erschreckte sie. Mochte sie auch das richtige Wort sprechen — nie würde er ihr glauben.

Er trat jetzt zu ihr heran:

„Liebe Mutter, ertrage es, denn ich muß es auch ertragen. Wäre es nicht um Deinet= — um Euretwillen, längst wäre ich ihr gefolgt. Dahin gehöre ich — dorthin wo sie ist. Aber

sei ruhig — ich thus nicht. Nur quäle mich nicht! Ich werde nicht lieben, nicht heirathen — kann nicht, will nicht, darf nicht — ich bleibe bei Dir, Mutter, aber ich — allein!“

Er war gegangen. Sie hörte ihn dem Hunde pfeifen und hinauf nach dem Walde über den Kalkbrüchen gehen, wo er jetzt so gern, so viel herum schweifte. Aufs Wasser hatte er nicht wieder gehen wollen. Man hatte ihm das Boot wiedergebracht, doch er wollte es nicht mehr sehen. Er sandte es nach dem Ankerplatz an der Villa Zochen. Da lag es, da faulte es müßig — die „Marie“.

Hilflos, trostlos blickte die alte Frau ihrem Sohne nach. Welche Leidenschaft in ihm steckte — das hatte sie nicht geahnt. Dagegen war sie völlig rathlos. Ein stiller, in sich gekehrter Knabe war er immer gewesen, aber was da alles in ihm saß und nun so unvermuthet hervorloderte, das lag außer der Berechnung der einfältigen, alten Frau.

Und doch, es handelte sich nur darum, ihm beizubringen, wer und was diese Maria gewesen. Wie aber sollte das geschehen? Was thun, daß er es glaubte; daß er sie, die Mutter nicht haßte?

Vielleicht konnte „Mariechen“ helfen, das süße Mariechen oder „Marie“ wie sie sagten.

In dieser Heirath sahen die Horstmanns noch immer das Heil ihres Sohnes. Und der Alte viel optimistischer und oberflächlicher, als seine Frau, meinte: Darüber brauche man sich keine grauen Haare wachsen zu lassen. Derlei mache sich ganz von selbst. Ernst war erst achtundzwanzig, Mary Wirth nicht viel über zwanzig — die konnte auch noch etwas warten. Wie lange hatte e r nicht gewartet! Volle vierzehn Jahre! Da war noch nichts verloren.

Ernst hatte Mary nicht wiedergesehen; so oft dazu Gelegenheit war, hatte er sich zu „drücken“ gewußt. Ein bis zweimal war der alte Horstmann in Berlin, ein bis zweimal Herr Wirth auf dem Horsthofe gewesen.

Mary trug Trauer um ihre Cousine. Sie war im Februar nach einem anderen Neubau ihres Vaters umgezogen und bemutterte ihre Geschwister. Ihr Vater hatte keine Eile, sie zu verheirathen, denn sie war ihm unentbehrlich.

„Die bring' ich immer an,“ meinte er stolz, „das ist eine tüchtige Person und die bekommt auch etwas mit.“

Da wurde den alten Horstmanns der Mund ganz wässerig. Eine bessere Partie war für ihren Jungen nicht zu träumen. Was nur beginnen, damit es soweit kam. Vielleicht, daß Mary Rath wußte.

Und die besorgte Mutter bat das junge Mädchen zu sich, in der Osterwoche, damit sie ihr ein Bischen helfe; es wäre so viel zu thun und Ernst auf einige Tage verreist.

Wirklich hatte er einen kleinen Ausflug nach Thüringen unternommen. Die Eltern hofften davon Genesung für seine kranke Seele. Sie begriffen nicht, daß er gegangen war, um einmal ganz allein zu sein.

Mary kam. Sie hatte ihre zwei jüngeren Brüder zu einer Tante hinaus geschickt. Papa bedurfte ihrer nicht, der lebte doch außer Hause.

Das waren schöne Tage für die alte Frau Horstmann. Weinend, überfließend vor Zärtlichkeit war ihr Mary in die Arme gesunken. Frau Horstmann hatte das Gefühl, eine Tochter zu besitzen.

Anfangs war gar nicht die Rede von Ernst. Die beiden scheuten sich davor.

Aber Mary ging der Alten, trotz aller Unkenntniß der Verhältnisse, tapfer zur Hand. Der Kuchen für das Gesinde gerieth vorzüglich — wie Mary sagte, nur durch glücklichen Zufall. Denn in Berlin kaufte sie den Kuchen beim Konditor. Es lohnte nicht, das theure Holz zu verheizen.

Dagegen erwies sie sich sachkundig beim Scheuern; denn wie viele Wohnungen hatte sie schon, in Abwesenheit ihres Vaters, frisch gescheuert und neuen Miethern übergeben!

Donnerstag Abend vor Ostern wollte sie wieder nach Hause, weil am Charfreitag der Vater möglicherweise daheim sein würde. Aber Papa telegraphirte, daß er wegen Verhandlungen, einen Neubau betreffend, den Freitag bei seiner Cousine zubringen würde, bei der sich auch die Jungen befanden. Und Mary blieb. Sie blieb gerne, als man ihr versicherte, daß Ernst erst am Sonnabend käme. Auch er würde natürlich die Eltern während der Festtage nicht allein lassen.

Mit leidenschaftlichem Interesse hatte sich Mary in die Wirthschaft auf dem Horsthofe vertieft, hatte Alles kennen gelernt und mit einer Art angeborenen Verständnisses betrachtet. Und am Donnerstag Abend, als die Kuchen so wohl gerathen, als Mary selbst den Kaffee gemacht und so sehr lieb zu den alten Leuten gewesen, da fing Frau Horstmann zu schluchzen an:

„Ach Mariechen — Sie müssen bei uns bleiben — für immer! Als unsere Tochter! Und Ernst kann's auch nicht besser treffen!“

Auch Herr Horstmann stellte seine Pfeife fort und schnäuzte sich heftig vor Rührung. Er war ganz der Meinung seiner Frau.

Aber Mary's blasses, zartes Gesicht nahm jetzt eine seltsame Starrheit an.

„Das kann ja nie geschehen“, sagte sie, „denn Ihr Sohn wird mich niemals lieben — ich weiß es. Und ich bin nicht im Stande, etwas dagegen zu thun. Er hat Maria geliebt, und wird sie immer lieben — weil sie todt ist!“ Vergebens versuchten die Alten, die Bedeutung des tragischen Falles abzuschwächen, redeten drum herum. Mary blieb dabei. Sie hatte offenbar noch einen Hinterhalt, wollte die Alten nicht aufregen, nicht beunruhigen. Sie blieb dabei: Weil sie todt ist! Die Todten siegen. Sie haben Recht!

Und als Frau Horstmann nun Anspielungen darauf wagte, daß Maria ein „schlechtes Mädchen“ gewesen, da versetzte Mary energisch:

„Von den Todten soll man nur gutes reden. Ich bin ja auch mitschuldig an Marias Tode und nie, nie werde ich gegen sie zeugen! Und dann,“ setzte sie hinzu, „es ist ja auch nichts gegen sie zu sagen!“

Frau Horstmann schwieg bestürzt. Da war freilich keine Hilfe zu erhoffen, denn Mary schien so fest entschlossen, daß an ihrem Schweigen nicht zu rütteln war.

Aber was sollte nun werden? Nur auf die „Zeit“ hoffen, wie ihr Mann, der sich jetzt wieder gemächlich seine Pfeife stopfte und sagte:

„Schade — schade!“

„Was denn, schade — schade?“

„Nu, daß dies Alles passirt ist — mit der „Marie.“

„Nun und wenn's nicht passirt wäre, so hätte Ernst das schlechte Frauenzimmer geheirathet.“

„Na wer weiß,“ meinte der Alte, „verlieben und verheirathen ist nicht dasselbe.“

Er war noch optimistisch in der Rückwirkung, im Rückblick.

„Der heirathet noch die richtige,“ sagte er zuversichtlich, „noch die Mary. Aber freilich das Malheur mit dem Boot hat die Sache erschwert. Darüber kann er nicht so leicht hinaus — man muß ihm Zeit lassen!“

„Nun, Frau Horstmann, obgleich sie viel weniger gelernt und erfahren hatte als ihr Mann, Frau Horstmann sah tiefer. Da lag etwas, was gar nicht so leicht zu überwinden war. Da war diese Todte, diese Ertrunkene!

So ganz unrecht freilich hatte ihr Mann nicht. Die lebende Maria hätte man vielleicht zum Hause hinaus werfen können — die Todte, die blieb! Die war jetzt das Heiligthum im Hause — daran durfte man nicht rühren.

Da schlugen die Hunde draußen an. Ein Bote brachte eine Depesche: „Komme heute Abend zehn Uhr, abholen nicht nöthig. Gruß Ernst.“

So kam er noch heute Abend. Und Mary war noch da. Wenn es möglich wäre, da etwas zu machen, diese schreckliche Todte zu überwinden, die das Glück des Hauses untergrub. Wie nur sollte man über sie hinwegkommen? Sie lag schon seit Monaten auf dem Apostelkirchhof in Berlin — hier aber lebte sie fort — für immer — immer!

Frau Horstmann ließ ihren Mann zu Bette gehen und erwartete ihren Sohn, der an diesem schönen Abend zu Fuß kam. Sein Gepäck hatte er auf der Station gelassen.

Da war Ernst — etwas heiterer als sonst; er meinte, er sei froh, wieder zu Hause zu sein. Nur wollte er morgen noch einmal nach Berlin; und auf das Eindringen seiner Mutter gab er zu: „Einmal zu ihrem Grabe — ich muß — ich muß . . .“

„Aber Ernst . . .“ wandte die Mutter leise ein.

„Ja Mutter, ich habe es für ein Vorurtheil gehalten, war noch gar nicht dort, noch nicht ein einziges mal. Es erschien mir lächerlich — conventionell! Aber nun läßt mirs keine Ruhe. Einmal muß ich hin, muß sehen, wo und wie sie liegt — — für immer . . .“

„Nun so gehe — dies eine mal," sagte Frau Horstmann ängstlich.

„Jetzt bist Du wieder meine gute Mutter," rief er dankbar. „Gute Nacht, liebe kleine, alte Mutter!"

Und er ging, ohne von Mary's Anwesenheit erfahren zu haben.

Die alte Frau aber, todtmüde und mit zitternden Knien, ging noch hinauf zu Mary. Vielleicht wußte das kluge Mädchen besser, wie diese schreckliche Todte zu bannen war.

Mary hatte, wie natürlich in dem stillen Hause, Ernst's Stimme gehört. Sie saß am offnen Fenster, nach der blassen Mondsichel blickend, und weinte.

„Oh, Gott, Frau Horstmann, wie soll ich nur rasch fortkommen! Er ist ja da!"

„Ja, er ist da, mein liebes, liebes Mädchen! Aber Sie müssen dableiben bis morgen Abend. Vielleicht, daß doch noch etwas zu hoffen wäre. Er — er — will an ihr Grab. Wenn Sie ein Mittel wüßten, ihn daran zu verhindern . . . Das müßte doch gehen! Oh, Mariechen, unser ganzes Glück hängt davon ab."

Aber Mariechen weinte krampfhaft.

(Fortsetzung folgt.)

Lylia.

Von Oskar Geller.

[Nachdruck verboten.]

Einen anderen Namen hatte sie nicht. Kein Mensch kümmerte sich auch darum, denn der Name war ja schließlich das Wenigste an ihr. Aber sie selbst dafür! Jene echt englische rothe Schönheit, die an Tizian's vornehme Venetianerinnen gemahnt. Ein gerades, klassisches Profil, zart und duftig, wie eine kunstvoll geschnitzte Camée. Die Nase schmal, das Auge groß und blau, von kindlichem Ausdruck. Als würde es verwundernd, fragend in die Welt lugen, und doch selbst ein Räthsel, geheimnißvoll tief in seiner krystallenen Klarheit. Es schlummert d'rin eine verzauberte Welt, wie in einem sagenreichen Bergsee, in dessen grünheller Fluth die Sonne badet in goldigem Schein. Und das ganze Weib, so zart, so zierlich . . . ein Porzellanfigürchen, eine Filigranarbeit. Man würde es kaum glauben, daß sie die Lylia ist, die berühmte Lylia, . . . die „Königin der Luft!" Ihr Vater hat sie so getauft. Denn ohne überschwängliche Reklame geht es hier einmal nicht, in dieser Welt der „armen Gaukler", die auf diesen Ehrennamen stolz sind, weil sie ihn von altersher ererbt haben.

Der Vater ist ungemein stolz auf sie. Wenn er des Abends unten auf der Bühne steht, oder in der Circusmanège, in der Hand das Tauende, mit dem er den Apparat dirigirt, an dem sie arbeitet, so tauscht er mit keinem Herzog. Welcher Vater hat auch eine solche Tochter, die solch' horrende Gagen erzielt, die so viel beklatscht wird, so wunderbar von Trapez zu Trapez fliegt durch den Saal, . . . wie dies vor ihr nur eine Lulu zu Wege gebracht, jene berühmte Lulu, die dann in Paris gestürzt ist und ihre jugendfrische, achtzehnjährige Seele aushauchen mußte? Seit dem Tode dieser berühmten Rivalin giebt es nur eine Lylia und diese Lylia ist seine Tochter!

So dachte der dicke Vater, der viele Brillanten trug und einen langen, herabhängenden Schnurrbart. Er ist füher einmal Clown gewesen; jetzt hat er es nicht nöthig, zu arbeiten. Er braucht blos das „Strickl" zu halten, denn seine Tochter verdient genug.

Vielleicht auch deshalb, weil sie so schön ist, weil sie so unsäglich süß lächeln kann, wenn sie ihre Kußhändchen dem Publikum zuwirft. Da beginnt sich so manches Männerherz zu regen, da überläuft es so Manchen heiß und kalt. Keiner von ihnen leidet aber so viel wie der arme Graf Zéno. Denn er ist eine wilde, unbändige Natur. In seinen Adern rollt mütterlicherseits das schäumende, versengende ungarische Pusztenblut. Das arme, schöne blasse Weib mit den nachtschwarzen Haaren und glühenden Augensternen, seine Mutter, die nun längst in der kühlen Erde ruht, hatte ein Stück Zigeunerthum ihrem Einzigen vererbt. Das erfüllt ihn oft mit verzehrenden Gluthen, die in sich alles Leben auffaugen, alles entflammen. Darum liebt er Lylia seit dem ersten Augenblicke, da er sie erschaut und er liebt sie mit dem Herzen, der Seele eines Mannes, der nach Niemand zu fragen hat, der allein dasteht in der großen, weiten Welt, allein mit seinem Vermögen und seinen Hunden. Wie oft hat er es ihr gesagt! Aber immer trat der dicke Vater mit den vielen Brillanten und dem herabhängenden Schnurrbart zwischen ihn und sie. Der ehemalige Clown hatte vor dem Grafentitel keinen Respekt und fragte bloß Graf Zéno:

„Können Sie auch das Strickl so halten, wie ich?"

Nein, das konnte Graf Zéno nicht. Er winkte also stumm mit dem Kopfe und schüttelte bloß sein wirres Haar, das ihm in dicken Strähnen in die Stirne fiel; er sah auch gar nicht aus, wie alle andern jungen Herren, die schon große, bronzene, schön polirte Glatzen haben und blasse Gesichter mit müden Zügen und tiefen Falten, die große Monocles ins Auge klemmen und sich auf dicke Knüttel stützen; Graf Zéno war unbegreiflich gesund und markig, hatte ein gut genährtes, rundes Gesicht und lachende Augen. Auch hatte er noch keinen kurzen Athem und sprach nicht gedehnt, daß jedes Wort so langsam von den blutlosen Lippen herabrieselt, . . . er war in gar nichts seinen Freunden ähnlich. Dafür lachte er gerne und viel, war ein munterer Geselle und nahm die Welt, wie sie just war, von ihrer lustigsten Seite auf.

Lylia dachte sehr oft und sehr viel über ihn nach. Sie ist noch nie einem solchen merkwürdigen Menschen begegnet, — und sie ist in der Welt schon viel herumgekommen. Oft kam es ihr vor, daß sie ihm recht gut sei; was Liebe ist, das wußte sie nicht recht. Sie hat sich früher schon des Oefteren eingebildet, verliebt zu sein — und jedesmal kam sie darauf, daß es eben nur Einbildung sei. Aber bei Graf Zéno ließ sie ihre Erfahrung im Stiche. Sie wurde in seiner Gesellschaft immer ernst, dachte an keine Dummheiten und Schabernak, wie dies sonst ihre Natur war, hörte ihm gerne zu, und fühlte eine ganz eigene Befangenheit, ein ganz seltsames Prikeln in der Seele, wenn er sie mit seinen großen, schwarzen Augen ansah, zu ihr von seiner Liebe sprach und sie bat, sein Weib zu werden.

Da traten ihr gleich Thränen in die Augen und tausend Gewalten zogen sie hin, sich ihm an die Brust zu werfen, die Arme um seinen Nacken zu schlingen, das Haupt an seinem Herzen zu bergen.

Aber da frug der Vater vorher:

„Können Sie auch das Strickl so halten, wie ich?"

Und das konnte Graf Zéno nicht!

Da wurden sie Beide traurig. Der starke, große Mann und das zierliche, kleine Weib, das noch halb Kind war. Wie gerne wollte Graf Zéno ihr Alles opfern, was ihn an die große Welt der Vorurtheile, der Titel und Wappen fesselt, wie gerne wollte er mit ihr diesem Parquette enteilen, auf dem seidene Schleppen rauschen und goldene Sporen klirren, . . . er träumte von einem stillen, unschuldigen Glück in irgend einem weltverlorenen Erdenwinkel, wo ewig blauer Himmel, wo in der Luft der Athem zarter Rosen weht. Er baute auf in phantastischen Stunden ein himmelaufstrebendes Palais, in dessen Mauern ewige Jugend und sonnendurchglühte Freudigkeit, . . . bis der Vater dieses Engels, dessen Schwingen ihm solch' glückverheißende Zukunft aus nebelhaften Träumen weckte, vor ihm sich aufpflanzte und ihn fragte:

„Können Sie auch das Strickl so halten wie ich?"

Graf Zéno möchte ihn am liebsten zermalmen. Denn schon das rothe, fette Gesicht dieses Clowns ärgerte ihn. Wie kann er denn solch' ein Ansinnen an ihn stellen! Das Strickl halten, vielleicht gar Clown werden?

Solch' einem störrischen Vater geschieht vollkommen Recht, wenn man ihm die Tochter entreißt, dachte der gemarterte Graf. Denn schon in der Bibel steht geschrieben: Das Weib soll dem Manne folgen, . . und Lylia wird sein Weib, muß sein Weib werden, und knüpfen sie tausend und abertausend Strickl an diesen egoistischen, fürchterlichen Clown-Vater.

Graf Zéno theilte ihr diese seine Pläne mit. Doch die Wirkung war, daß sie in Thränen ausbrach. Nein, ihren armen Vater heimlich verlassen, das vermochte sie nicht. Er würde sie verfluchen, und nie, nie würde sie eine ruhige, glückliche Stunde haben. Andererseits liebt sie Graf Zéno mit der Urkraft einer ersten, wahren, tiefsinnigen Liebe, deren Leidenschaft ihre ganze Seele erfüllt. Sie ward sich dessen erst jetzt bewußt — und umsomehr, als sie schon in einigen Tagen fortziehen muß, in ein neues Engagement.

„Ich folge Ihnen bis ans Ende der Welt," rief der Graf aus, „nicht eine Stunde weiche ich von Ihnen."

Lylia schlug müde und trostlos ihr großes, fragendes Auge auf. In diesem Blicke las Graf Zéno all' das süßquälende Weh, das sie so elend machte, so namenlos elend, sterbensmüde.

Tags darauf schickte ihr der Graf einen herrlichen Schmuck. Smaragde, Rubine und Diamanten bildeten eine kleine, niedliche Schlange, die sich um diesen Reifen in zierlicher Rundung wand. „Zum Andenken" stand innen eingravirt. Doch es dauerte nicht lange, da bekam er den Schmuck zurück. Auf einem kleinen, abgerissenen Zettel standen mit Bleistift einige Worte gekritzelt, die eine zitternde Hand hingeworfen: „Theuerster! Verzeihe mir! Doch das Leben ohne Dich ist eine Qual, die mich zu Tode peinigt. Diesem Elend und der Schande ziehe ich den Tod vor. Behalte diesen Reif zum Andenken an Deine Dich unsäglich liebende, im Tode noch segnende, arme Lylia."

Mechanisch fuhr Graf Zéno mit der linken Hand gegen den Kopf, gegen die Schläfe. Es wurde ihm so finster vor den Augen, als tanzten glühende Feuerringe in rasender Schnelle, als schwirrten Flintenkugeln durcheinander, die sich mit stechendem Schmerz ins Hirn bohrten, . . . Graf Zéno fühlte ein fürchterliches Würgen in der Kehle, als verenge sie sich, daß er nicht athmen konnte; . . centnerschwer lastete ihm die bleierne Zunge im Munde, er konnte nicht um Hilfe rufen. Er wankte blos langsam, und bevor noch die Hand an der Tischkante einen Halt finden konnte, fiel er nach rückwärts nieder, dumpf mit dem Haupte anschlagend.

Später fand ihn in dieser Lage der Diener, der schwere Mühe hatte, seinen Herrn aus der Ohnmacht zu wecken. In der Hand hielt er noch den Reif, den er beim Aufschlagen auf den Estrich verbogen hatte; . . . einzelne Steine hatten sich aus der Fassung gelöst und lagen glitzernd und blitzend auf dem Boden zerstreut, . . . Thauperlen . . . oder Thränen . . .

Am nämlichen Abende verkündete der befrackte Regisseur des Variété-Theaters einem hochverehrlichen Publikum, daß die „Nummer" der Luftkönigin Miß Lylia ausbleiben müsse, da dieselbe verunglückt sei. Das Publikum nahm dies einfach zur Kenntniß.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.